



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

## **Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Szczepanski, Max v.: General Ludendorff als Persönlichkeit : nach seinen  
Kriegserinnerungen

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**

würde durch entsprechende autoritative Belehrung und Widerlegung gestützt werden; auch durch Vorträge und national fördernde Darbietungen anderer Art, z. B. Ausstellungen, könnte diese Anstalt überaus kräftigend und belebend wirken.

Diese Aufklärungszentrale müßte eine Abzweigung einer Zentralbehörde sein, die das Reich noch nicht besitzt, nämlich einer Reichskulturzentrale. Nicht Kultus, sondern Kultur. Diese Reichskulturzentrale müßte einerseits das Gegenteil von der besonders in Süddeutschland so gefürchteten Kulturzentralisation sein. Sie müßte eine Stelle im Reich sein, die ein Sammelpunkt für alles kulturelle Sonder- tum wäre, um dies verstehen zu lernen und zu lehren. Im letzteren Sinne, als befehlender Faktor, wäre diese Kulturzentrale politisch nicht ein sozusagen polemisches, Unfrieden stiftendes Institut, sondern im Gegenteil eine Einrichtung, deren vornehmste Aufgabe es wäre, gegenseitiges Verstehen und Gewährenlassen in Deutschland von Land zu Land und von Stamm zu Stamm zu fördern und zu fordern. Es würde sich um verständige Aufklärung handeln müssen, die Vorurteile abweist, Irrtümer beseitigt, den Patriotismus hebt und stärkt. Zu diesem Zweck dürften die Beamten dieser Aufklärungszentrale freilich keine Amtsmenschen, vor allem keine Bureautraten sein. Es müßten deutsche Männer von weitem Horizont sein, namentlich auch solche, die selbst über Vorurteile und politische Kleinlichkeit erhaben sind, die Deutschland in seinen Teilen und Völkern, in Charakteren und Eigenarten kennen, und die auch in der Reichs-, Stammes- und Landesgeschichte, in der Kulturgeschichte und in den Mundarten bewandert sind. Mit einem Wort, die praecceptores Germaniae, die dort vereinigt würden, müßten die gewöhnlichen Politiker und Parlamentarier, wie sie uns beschert zu sein pflegen, in manchem weit überragen. Eine solche nationale Organisation ist ein Bedürfnis. Wer es mit Deutschland ehrlich meint, wird dem nicht widersprechen können. Aber es fehlt uns bezeichnenderweise eben noch der Kern der Sache: ein Reichskulturministerium.

## General Ludendorff als Persönlichkeit

Nach seinen Kriegserinnerungen

Von Dr. Mag v. Szczepanski



Im Mittelpunkt der zahlreichen Veröffentlichungen aus den Tagen des großen Völkerkampfes stehen augenblicklich die Kriegserinnerungen des General Ludendorff.<sup>1)</sup> Das Lesen des Buches ist ein Erleben: wie eine Symphonie von gewaltiger Wucht und von tragischem Ernst stürmt der Inhalt auf den Leser ein, eine Symphonie, welche das Ringen eines Mannes mit seinem Schicksal und mit dem Schicksal seines Volkes wiedergibt.

Als Vorspiel haben wir da den Tag von Bütlich, an dem der junge General die wertvolle Erfahrung des Kämpfens inmitten der Truppe, die glückliche Gelegenheit zu entscheidendem Eingreifen als Führer im Felde, die erste heißersehnte und heißerworbene Siegesfreude findet: es ist der helle Klang der ersten Bewährung dieser Persönlichkeit als Kriegsmann — und dieser Bewährung folgt alsbald eine neue Berufung, aber nicht als Truppenführer, sondern auf das Gebiet der Heerführung. Der damit einsetzenden zweijährigen Tätigkeit als Chef des Generalstabes im Osten mit ihrer fast von Monat zu Monat sich erweisenden Steigerung der Aufgaben und der geistigen Kraftäußerung gilt der erste breite Saß dieses schriftstellerischen Tonwerks. Der großartige zweite Saß, der die Zeiten als Erster Generalquartiermeister, also vom 29. August 1916 bis zum 26. Oktober 1918 schildert, ist vielfach als Furioso komponiert und wird besonders in dem Abschnitt über die Grundlage der

<sup>1)</sup> Berlin, E. S. Mittler u. Sohn. Geb. 33.— M.

weiteren Kriegsführung und das Kriegsinstrument im Jahre 1917 zu einer Anklage von erschütternder Schärfe, die sich gegen Reichsregierung und Heimatfront richtet. Als Abgesang folgt eine markig-tiefe Klage um das gesunkene Vaterland mit dem weichen Ausklang einer wunschvollen Hoffnung für das deutsche Volk, dem seine Leistungen während der vier Kriegsjahre das Recht zum Leben geben und gebieten.

Mit der Wiedergabe dieses Eindrucks auf den Geist und das Herz des Lesers ist aber erst das wenigste über das Buch gesagt, das eine Fundgrube des Wissens werden wird. Von hohem, wissenschaftlichem Werte für die Kenntnis des Kriegsverlaufs in seinen großen Zusammenhängen bietet es eine umfassende Bereicherung auch der grundlegenden Lehre vom Kriege. Nicht minder hoch ist die allgemein-historische Bedeutung des Werkes einzuschätzen, wenngleich natürlich an manchen Stellen und in Einzelheiten die Nachprüfung der Vorgänge aus Dokumenten, der Urteile durch Vergleichung mit denen anderer nicht wird ausbleiben dürfen. Denn immerhin ist der Anlaß zu diesen Aufzeichnungen und ein Beweggrund für ihre Veröffentlichung doch der Gedanke einer Rechtfertigung des dienstlichen, des verantwortlichen Handelns des Generals vor dem deutschen Volke, vor der Welt, vor der Geschichte gewesen. Es ist aber irrig, wenn eine einseitig gerichtete Kritik glaubt, dieserhalb von vorübergehendem Wert als haltlos, anderes als übertrieben bezeichnen zu dürfen. Das Buch ist keineswegs nur Anklage — es ist auch Bekenntnis, nicht nur bewußtes Bekenntnis wie in dem allerersten: „Mein Denken und Handeln“ überschriebenen Abschnitt: noch manches steht in und, vielleicht dem Verfasser selbst unbewußt, zwischen den Zeilen, was manchen Verehrern vielleicht nicht nur rühren, sondern auch schmerzen wird. So sind denn die Kriegserinnerungen des General Ludendorff zugleich ein von ihm selbst gezeichnetes Bild seiner Persönlichkeit, das der spätere Biograph ziemlich klar aus dem Buche wird herauslesen und herauszuschreiben können. Aber schon die Gegenwart hat das Recht, ja die Pflicht, mit dieser Seite des Buches sich zu beschäftigen. Anscheinend zwar hat der noch im kräftigen Mannesalter stehende General vor der Öffentlichkeit militärisch und politisch völlig abgedankt. Unser Volk jedoch braucht, wie er selbst am Schlusse seines Buches schreibt, „Männer, die verantwortungsfreudig wie die Führer im Felde mit starkem Willen und hartem Willen es leiten und dem niedergetretenen Volksleben frischen und kräftigen Odem geben, Männer, die mit vertrauensvoller Gefolgschaft der Besten des Volkes in schöpferischer Tat die nationalen, schaffenden Kräfte einen“. So muß denn sein Buch uns die Antwort geben, ob nicht der General selbst noch zu den Männern gehört, deren Aufgabe es sein wird, an der deutschen Zukunft mitzubauen.

General Ludendorff erwähnt gelegentlich, daß er einer pommerschen Kaufmannsfamilie entstammt, die zeitweilig in der Provinz Posen sich angesiedelt hatte. Vielleicht dürfen wir auf dies väterliche Erbeil sein „ruhiges und schweres Denken“ in Anrechnung bringen und die harte Arbeitswilligkeit, der ein durch die militärische Erziehung noch gesteigertes Pflicht- und Verantwortungsbewußtsein sich gesellte. Aber es mischt sich in Erich Ludendorff mit dem bürgerlichen Blut des Vaters auch das einer alten Adelsfamilie, der seine Mutter angehörte, und seinem ganzen Wesen nach ist der General von jeher mehr Aristokrat gewesen. Sein hohes und berechtigtes Selbstgefühl, mit dem eine gelegentlich hervortretende persönliche Stellungnahme des Kaisers gegenüber dem General diesem „unvereinbar und unerträglich“ erschien, war wohl überhaupt leicht verletzlich; und wenn er meint: „Mich trennte von Seiner Majestät vieles, unsere Naturen waren zu verschieden“, so scheint mir im Gegenteil das gleiche reizbare Selbstgefühl nicht zum wenigsten dem vollen

Verständnis zwischen dem Obersten Kriegsherrn und seinem zweiten Strategen — denn der erste Feldherr blieb dem Namen und auch der Verantwortung nach immer Generalfeldmarschall v. Hindenburg — hinderlich und auch die Ursache manchen Mißbehagens und Mißverstehens gegenüber den Staatsmännern gewesen zu sein. Aus dem zweiten Bande des Weltkriegsbuches, das Staatssekretär Helfferich erscheinen läßt, kennen wir das Urteil des Reichskanzlers v. Bethmann: „Ludendorff sei geneigt, seinem Temperament zu unterliegen und in ernstesten Situationen übereilt zu handeln; er habe an ihm mehrfach das Schwergewicht der inneren Ruhe und Sicherheit vermißt; er sei ihm zu sehr himmelhoch jauchzend, zu Tode betrübt“. Daß diese Beurteilung nicht ganz unberechtigt ist, läßt sich aus den in den Kriegserinnerungen enthaltenen Stimmungsbildern entnehmen. Nur wird man ebenda heraus erkennen, daß solche seelische Unsicherheit dem General weder je die Willenskraft getrübt, noch den Blick auf das Ziel verschleiert hat; daß das, was ihn drückte, häufig genug eben die Last des Befehlenden war, der die Last aller Gehorchenden mitträgt.

Man darf ferner bei Beurteilung seiner Entschliefungen und seines Auftretens nie vergessen, daß dieser Feldherr vom ersten Kriegstage an vom Schicksal berufen war, immer dort führend und fördernd einzugreifen, wo die Verhältnisse mächtiger als die zu ihrer Überwindung bestellten Menschen gewesen: so war es bei Lüttich, als Ludendorff kurz entschlossen den Befehl über eine Brigade für deren gefallenen Kommandeur übernahm; so vor Tannenberg, als die achte Armee in ihren Operationen nicht die von der Obersten Heeresleitung erhofften glücklichen Wege ging; so als es galt, den Feuerkopf Falkenhayn durch einen volkstümlicheren und glücklicheren Feldherrn zu ersetzen. Gerade diese Umstände mußten mächtig das Selbstgefühl dessen heben, der, an zweiter Stelle wirkend, doch die erste Leistung zu vollbringen hatte und der sich für sein tiefgegründetes Wollen auf eine mehr als gewöhnliche Gewissenhaftigkeit in der Arbeit berufen durfte, eine Gewissenhaftigkeit, die so weit geht, daß man oft zu dem Eindruck kommt, eine Natur wie diese könne überhaupt nie das ganz reine Gefühl der Freude erfahren. Wie daher diesem geistigen Ringer vor allem jedes Hasardieren fernlag, lehrt auch den nicht kriegswissenschaftlich durchgebildeten Leser jede Seite des Buches. Aber was in schwerem, in nervenspannendem Denken und Erleben als geistige Gewißheit errungen war, das wurde aufgenommen in einen harten, manchmal wohl auch starren Willen — denn bei diesem Stahlkopf „brannte das Feuer auf der Seele“ — und die Eigenart seines Temperamentes wie seiner Bildung führten dann wohl zu jenem, von ihm selbst bedauerten, bisweilen harten Verkehrston mit denjenigen Stellen, bei welchen ein schleppender Geschäftsgang oder ein Verkennen der Kriegsnotwendigkeiten vermutet werden mußte.

General Ludendorff hat seine Erziehung im preußischen Kadettenkorps genossen und als junger Offizier mit geringen Mitteln sich redlich durchs Leben schlagen müssen. Seine Zeit gehörte der eisernen Pflicht; die wenigen Mußestunden waren dem Lesen von Geschichte, Kriegsgeschichte und geographischen Schriften gewidmet. Das ist schwerlich der Weg, um Weltkenntnis und Weltklugheit, Menschenkenntnis und Menschenbehandlung oder gar jene innere Abgeklärtheit sich erwerben zu können, die einen Mann wie Moltke, den späteren Feldmarschall, nach seinen Diensten in der Türkei, seinem mehrjährigen Aufenthalt in Rom, seinen höfischen Beziehungen und den daraus sich ergebenden Reisen im Auslande auszeichneten. Und während dieser dank seiner Dienststellung als Chef des Generalstabes im Frieden eine tiefgehende Kenntnis der politischen Lagen und Fragen schon vor seinem ersten Feldzuge sich hatte

aneignen können, ist General Ludendorff bis zum Jahre 1915 der Beschäftigung mit Politik offenbar ziemlich ferngeblieben. Bei der dann eintretenden Notwendigkeit, auch ihr sich zu widmen, konnte dies unmöglich mehr in ganz freien Erwägungen geschehen, sondern lediglich vom Standpunkt der Aufgabe her, die ihm gesetzt war und die er sich gesetzt hatte: sie hieß siegreiche Beendigung des Krieges. „Es gibt für einen Soldaten nichts Größeres, aber auch nichts Schwereres als an der Spitze einer Armee oder des ganzen Feldheeres zu stehen. Von diesem hängt dauernd das Wohl und Wehe vieler Hunderttausende, ja ganzer Nationen ab.“ Aus dieser Empfindung und Erfahrung heraus auferlegt sich General Ludendorff große Zurückhaltung in der Besprechung der Kriegseignisse, für die seine Amtsvorgänger die Verantwortung tragen, so beispielsweise über das Abbrechen der Schlacht an der Marne, für den „Wahnsinn von Verdun“, ein ihm früher vielfach zugeschriebenes Wort über diese Operation. Seinen hartnäckigen Gegner auf dem Kriegsschauplatz im Osten, den Großfürsten Nikolaus, nennt er einen ganzen Soldaten und Feldherrn. Den Vorschlägen, die aus der Front oder seitens der Heerführer hervortraten, hat er gelegentlich mehr nachzugeben gewußt als ihm selbst nachher zweckmäßig geschienen.

Die gleiche Piegjamkeit des Urteils und des Willens gegenüber der politischen Leitung vermochte dieser ausgeprägte Charakter nicht zu üben. „Nur das Staatsoberhaupt, der Staatsmann, der sich zum Krieg entscheidet, trägt, wenn er dies klaren Herzens tut, gleiches und mehr als der Feldherr. Bei ihm handelt es sich um einen einzigen gewaltigen Entschluß, an den Führer treten sie täglich und stündlich heran.“ Darin liegt gewiß eine große Wahrheit; aber doch sind die Zeiten vorüber, wo nach dem Entschluß zum Kriege der leitende Staatsmann das Heft vertrauensvoll in die Hände des Feldherrn legen kann — schreibt doch dieser selbst: „Die Regierung hatte große Aufgaben im Dienste des Volkes für die glückliche Beendigung des Krieges zu lösen. Größeres wurde noch von keiner deutschen Regierung gefordert, als die geeinte Kraft des deutschen Volkes dem Kaiser auf dem Schlachtfelde zur Verfügung zu stellen und den Kampf gegen den Geist und die Stimmung der feindlichen Völker zu führen. Das Arbeiten und Handeln der Regierung gewannen so eine kriegsentscheidende Bedeutung.“ Das verlangt also nach dem ersten gewaltigen Entschluß ebenfalls neue verantwortliche Entscheidungen, zu deren Umsetzungen in die Tat der Staatsmann vielfach verhandeln muß, während der Feldherr befiehlt. Allerdings ist nun ja jene Gedankenwelt Ludendorffs nicht auch die der leitenden Staatsmänner in Deutschland gewesen; wo sie nicht Widerstand zeigten, da doch Schwanken oder Schwäche, die dem deutschen Volke und dem führenden Feldherrn zum Verhängnis geworden sind. Eigene Fehler, die sich auch auf dem militärischen Gebiet nicht vermeiden lassen, gibt dieser zu — für die allerdings weit schwerwiegenderen auf dem Gebiet der inneren und äußeren Politik kennt er keine Vergebung: Das Unglück des Vaterlandes, nicht das eigene, macht ihn zum furchtbaren Ankläger. Hier spüren wir etwas von der Blut hismarckischen Hassens in der Seele des vorzeitig verabschiedeten Feldherrn, und leider scheint sich ähnliches wie bei Bismarcks Abgang am 26. Oktober 1918 im Schlosse Bellevue abgespielt zu haben: „einige der bittersten Minuten seines Lebens“ hat der verdienstvolle General da durchgemacht.

Eng, aber anständig nennt ein englisches Urteil den Kern seines Wesens. Ob das in dieser Beschränkung zutrifft, mögen die Leser des Buches selbst urteilen. Dessen erzählender Teil schließt mit dem Gedanken an Lüttich bei Rückkehr in die Heimat. „Ich hatte dort meinen Mann gestanden und mich seitdem nicht geändert.“ Sollte der Mensch Ludendorff mit seinen höheren

Zwecken wirklich nicht gewachsen sein? Wir vermögen das nicht zu glauben. Seine Kriegserinnerungen selbst sprechen dagegen. Unverändert geblieben ist sein, aus der beschworenen Treue und der Kenntnis der Geschichte seines Volkes erwachsenes, tiefinneres Gefühl der Hingabe an das Vaterland. Wie der einstige Feldherr über das Deutschland von heute denkt, sollen drei lapidare Sätze aus dem Nachwort des Werkes erhärten:

„Die von Deutschen vollzogene Zertrümmerung der deutschen Wehrmacht war ein Verbrechen und von einer Tragik, wie sie die Welt noch nicht gesehen hatte. . . . Es war ein frevelhaftes Spiel, das mit dem deutschen Volke in seiner schwersten Stunde gespielt ist. Es bezahlt dies ungeheure Verschulden mit seinem Leben und mit seinen Idealen. . . . Durch die Revolution haben sich die Deutschen zu den Parias unter den Völkern gemacht, nicht mehr bundesfähig nach außen, Heloten im Dienst fremder Männer und ausländischen Kapitals, der Achtung entkleidet vor sich selbst.“

Wer ihnen dennoch das Recht zum Leben zuspricht und die Kraft wünscht, die Schlacken zu beseitigen, die sie auf sich gehäuft, der wird nicht beiseite treten dürfen, wenn es den Aufbau gilt. Als ersten Schritt dafür darf man die Veröffentlichung dieser Kriegserinnerungen begrüßen, mit denen ein deutscher Mann furchtlos und in freiem Stolz vor unser Volk tritt.

## Die Sowjetrepublik und ihre Gegner

Von G. Franz, Major im Generalstabe



ie Sowjetrepublik befindet sich in zentraler Lage auf allen Seiten im Kriege mit den Nachbarn, nur auf die eigenen Mittel und Kräfte angewiesen, von jeder Zufuhr abgeschnitten, ohne je auf Unterstützung von außerhalb rechnen zu können; eine gewaltige eingeschnürte Festung. Damit sind mancherlei Nachteile — aber auch nicht zu unterschätzende Vorteile verknüpft. Es herrscht ein Wille, keine langen Verhandlungen sind nötig zwischen Gruppierungen, die politische verschiedene Ziele verfolgen, der Wille kann innerhalb des eigenen Machtgebietes unverzüglich in die Tat umgesetzt werden; die militärischen Streitkräfte können direkt von einer bedrohten Front an die andere geworfen und deshalb schneller verschoben werden, als die der Gegner, bei diesen einheitliches Handeln vorausgesetzt. Die Vorteile dieser operativ inneren Linie und der Uneinigkeit des Gegners haben sich die Bolschewiken bisher stets geschickt zunutze gemacht.

Solange die Leistungen der Eisenbahn auf der Höhe bleiben, werden die Bolschewiken in der Durchführung der Truppenbewegungen ihren Gegnern gegenüber stets im Vorteil und in der Lage sein, genügende Streitkräfte an den bedrohten Fronten zu versammeln. Daß die Bahnen versagen, ist vorläufig nicht zu erwarten. Heizmaterial liefern die unermesslichen Wälder zur genüge, schon im Frieden wurde in Großrußland mit Holz geheizt. Auch der Wagenpark wird vorläufig ausreichen, handelt es sich doch nur um geringe Kräfte im Vergleich zu den Massen, die unsere Bahnen im Weltkriege zu bewegen hatten. Bleibt nur die Schmiermittelfrage und die der Lokomotiven. Wenn auch zwangsweise gearbeitet wird, so muß man doch wohl annehmen, daß allmählich ein Rückgang in der Zahl der verwendbaren Lokomotiven eintritt. Bis aber darin ein für die militärischen Verhältnisse bedrohlicher Zustand eintreten wird, kann noch geraume Zeit vergehen.

Die von der Sowjetrepublik aus dem alten Regime übernommene Rüstungsindustrie müßte ausreichen, die jetzige Armee zu bewaffnen und auszurüsten. Mit den vorhandenen Vorräten der alten Zarenarmee hat sie auch bisher den Bedarf des Heeres gedeckt. Aber auch hierin wird sich die Lage dauernd verschlechtern, je mehr mit der Zeit die Leistungsfähigkeit der abgenutzten Fabrikanlagen nach-